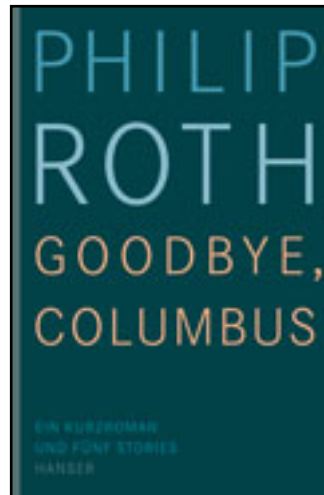


# HANSER



Leseprobe

Philip Roth

Goodbye, Columbus

Ein Kurzroman und fünf Stories

Übersetzt aus dem Amerikanischen von Herta Haas

ISBN: 978-3-446-23065-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23065-1>

sowie im Buchhandel.

Als ich Brenda das erste Mal sah, bat sie mich, ihre Brille zu halten. Dann ging sie bis zum Ende des Sprungbretts und blickte wie durch einen Nebel ins Schwimmbecken: Auch wenn es leer gewesen wäre, die kurzsichtige Brenda hätte das nicht bemerkt. Sie tauchte mit einem prachtvollen Sprung ins Wasser; gleich darauf kam sie zurückgeschwommen, den Kopf mit dem kurzgeschnittenen kastanienbraunen Haar hoch erhoben, ein wenig vorgestreckt, als wäre er eine Rose an einem langen Stiel. Sie glitt zum Rand des Beckens, und schon stand sie vor mir. »Vielen Dank«, sagte sie, und ihre Augen waren wässerig, aber nicht vom Wasser. Sie nahm ihre Brille an sich, setzte sie aber erst auf, als sie sich umdrehte und wegging. Ich sah ihr nach. Plötzlich tauchten ihre Hände auf ihrem Rücken auf. Daumen und Zeigefinger packten die untere Kante des Badeanzugs und brachten das hervorschauende Fleisch mit einem Ruck an seinen Platz. Mein Blut wallte auf.

Abends vor dem Essen rief ich sie an.

»Wen rufst du an?« fragte meine Tante Gladys.

»Ein Mädchen, das ich heute getroffen habe.«

»Hat dich Doris mit ihr bekannt gemacht?«

»Doris würde mich nicht mal mit dem Kerl bekannt machen, der das Schwimmbecken leerlaufen lässt, Tante Gladys.«

»Kritisier doch nicht immer. Cousine ist Cousine. Wie hast du sie denn kennengelernt?«

»Eigentlich gar nicht. Ich hab sie nur gesehen.«

»Wer ist sie?«

»Ihr Familienname ist Patimkin.«

»Patimkin? Kenn ich nicht«, sagte Tante Gladys, als gehörte

überhaupt jemand vom Green Lane Country Club zu ihrer Bekanntschaft. »Du willst sie anrufen und bist ihr nicht mal vorgestellt worden?«

»Ich werde mich selbst vorstellen«, erwiderte ich.

»Casanova«, sagte sie und ging in die Küche zurück, um das Essen für meinen Onkel zu bereiten. Wir aßen nie alle zusammen.

Tante Gladys aß um fünf Uhr, meine Cousine Susan um halb sechs, ich um sechs und Onkel Max um halb sieben. Dafür gibt es nur eine Erklärung: Meine Tante ist übergeschnappt.

»Wo hast du das Vorort-Telefonbuch?« fragte ich, nachdem ich alle Verzeichnisse unter dem Telefentisch hervorgekramt hatte.

»Was?«

»Das Vorort-Telefonbuch. Ich will in Short Hills anrufen.«

»Dieses dünne Buch? Das brauch ich doch nie. Soll ich mir vielleicht mit so was das Haus vollstopfen?«

»Wo ist es?«

»Unter der Kommode. Weil da ein Bein fehlt.«

»Großer Gott«, sagte ich.

»Ruf lieber die Auskunft an. Wenn du's rausziehst, fällt in den Schubladen alles durcheinander. Stör mich jetzt nicht, du weißt doch, dass dein Onkel gleich kommt. Und dabei hab ich noch nicht mal dich abgefüttert.«

»Tante Gladys, könnten wir nicht heute Abend alle zusammen essen? Bei dieser Hitze wäre das doch einfacher für dich.«

»Natürlich, vier verschiedene Mahlzeiten auf einmal servieren! Schmorbraten für dich, Quark für Susan, und Max bekommt ein Steak. Freitag ist sein Steakabend, um den möchte ich ihn wirklich nicht bringen. Und ich esse ein bisschen kaltes Huhn. Ich soll wohl zwanzigmal hin- und herlaufen? Was bin ich denn – ein Arbeitspferd?«

»Warum essen wir eigentlich nicht alle Steak oder kaltes Huhn?«

»Seit zwanzig Jahren mach ich den Haushalt. Los, ruf deine Freundin an.«

Das tat ich, aber Brenda Patimkin war nicht zu Hause. »Sie isst heute Abend im Klub«, teilte mir eine Frauenstimme mit. »Kommt sie hinterher nach Hause?« (Meine Stimme war zwei Oktaven höher als die eines Chorknaben.) »Ich weiß nicht«, sagte die Stimme, »vielleicht geht sie noch auf den Golfplatz. Wer spricht denn da?« Ich murmelte ein paar Worte – Sie kennen mich nicht ... Ich werde noch mal anrufen ... Nein, nichts auszurichten ... Vielen Dank, entschuldigen Sie die Störung ... Ich legte ziemlich unvermittelt auf. Dann rief mich meine Tante, und ich wappnete mich fürs Abendessen.

Sie stellte den surrenden schwarzen Ventilator auf *stark*, und der Luftzug bewegte die Schnur, die an der Küchenlampe hing.

»Was willst du trinken? Ich hab Ingwerbier, Mineralwasser ohne Kohlensäure und Himbeersirup, aber ich kann auch eine Flasche süßen Sprudel aufmachen.«

»Nein, danke.«

»Willst du Wasser?«

»Ich trinke nichts zum Essen, Tante Gladys, das sage ich dir nun schon seit einem Jahr –«

»Max könnte allein zu seinem Leberhack eine ganze Kiste austrinken. Na ja, er arbeitet den ganzen Tag schwer. Wenn du so schwer arbeiten müsstest, würdest du auch mehr trinken.«

Am Herd häufte sie Schmorbraten, Sauce, Salzkartoffeln und Mischgemüse auf einen Teller. Sie stellte ihn vor mich hin, und ich spürte die Wärme des Essens im Gesicht. Dann schnitt sie zwei Scheiben Roggenbrot ab und legte sie neben meinen Teller.

Ich zerteilte eine Kartoffel und aß sie, während Tante Gladys

zusah. Sie hatte sich mir gegenüber hingesetzt. »Du willst wohl kein Brot«, sagte sie. »Ich hätt's gar nicht erst abschneiden sollen, es wird nur trocken.«

»Doch, ich will Brot«, sagte ich.

»Das mit Kümmel magst du aber nicht, wie?«

Ich brach ein Stück Brot ab und aß es.

»Wie ist das Fleisch?« fragte sie.

»Okay. Gut.«

»Du stopfst dich mit Kartoffeln und Brot voll, und wenn dann Fleisch übrigbleibt, muss ich's wegwerfen.«

Plötzlich sprang sie auf. »Das Salz!« Sie kam zurück und knallte einen Salzstreuer vor mich hin. Pfeffer gab es nicht: Laut Galen Drake nimmt der Körper ihn nicht auf, und für Tante Gladys war es ein bestürzender Gedanke, dass etwas, was sie auf den Tisch brachte, ohne irgendeinen Nutzeffekt durch Speiseröhre, Magen und Darm gehen könnte.

»Du pickst ja alle Erbsen raus. Warum sagst du mir nicht, dass du keine Karotten magst? Dann hätte ich doch kein Mischgemüse gekauft.«

»Ich esse gern Karotten«, sagte ich, »wirklich, sehr gern.«

Zum Beweis schob ich die Hälfte in den Mund und ließ die andere Hälfte auf meine Hose fallen.

»Ferkel«, sagte sie.

Obwohl ich sehr für Nachtisch zu haben bin, besonders für Obst, beschloss ich, an diesem Abend keinen zu essen. Es war so heiß, und ich hatte keine Lust, endlos darüber zu reden, ob mir frisches Obst lieber wäre als eingemachtes oder ob ich vielleicht dem frischen Obst das eingemachte vorzöge. Ganz gleich, was ich wählte – Tante Gladys hatte immer große Mengen von der anderen Sorte im Kühlschrank, und sie tat, als wären es gestohlene Diamanten. »Jetzt will er Dosenpfirsiche, wo ich den ganzen Kühlschrank voller Trauben hab, die ich loswerden

muss ...« Das Leben der bedauernswerten Tante Gladys bestand vorwiegend darin, Sachen loszuwerden; ihr größtes Vergnügen war es, den Müll hinauszutragen, ihre Speisekammer aufzuräumen oder abgelegte Kleider an jene zu schicken, die sie noch immer »die armen Juden in Palästina« nannte. Ich kann nur hoffen, dass ihr Kühlschrank leer ist, wenn sie eines Tages stirbt, sonst macht sie allen anderen die Ewigkeit zur Hölle, mit ihrer Sorge um den grün anlaufenden Schmelzkäse und die schrumpelig werdenden Navelorangen.

Onkel Max kam nach Hause, und während ich noch einmal Brendas Nummer wählte, hörte ich, wie in der Küche Mineralwasserflaschen geöffnet wurden. Die Stimme, die diesmal antwortete, war hoch, abweisend, müde: »Hallo.«

Ich sprach drauflos, ohne Punkt und Komma. »Hallo Brenda Brenda Sie kennen mich nicht das heißt Sie wissen meinen Namen nicht aber ich hab heute Nachmittag im Klub Ihre Brille gehalten Sie hatten mich darum gebeten ich bin nicht Mitglied ich nicht aber meine Cousine Doris Doris Klugman ich hab sie gefragt wer Sie sind ...« Ich holte Luft, gab ihr die Möglichkeit, etwas zu sagen, und sprach dann weiter, als Antwort auf das Schweigen am anderen Ende. »Doris? Sie wissen doch, das Mädchen, das immer *Krieg und Frieden* liest. Daran merke ich, dass Sommer ist: wenn Doris *Krieg und Frieden* liest.« Brenda lachte nicht; ihr Sinn war von Anfang an auf das Praktische gerichtet.

»Wie heißen Sie?« fragte sie.

»Neil Klugman. Ich hab am Sprungbrett Ihre Brille gehalten, erinnern Sie sich?«

Sie antwortete mit einer Gegenfrage, und zwar mit einer, die wohl alle Menschen, ob schön oder hässlich, in Verlegenheit bringt: »Wie sehen Sie aus?«

»Ich bin ... dunkel.«

»Sind Sie ein Neger?«

»Nein«, sagte ich.

»Aber wie sehen Sie denn nun aus?«

»Darf ich heute Abend kommen und es Ihnen zeigen?«

Sie lachte. »Na wunderbar. Heute Abend spiele ich Tennis.«

»Ich dachte, Sie spielen Golf.«

»Hab ich schon.«

»Wie wär's nach dem Tennis?«

»Dann bin ich verschwitzt«, sagte Brenda.

Das sollte nicht etwa heißen, dass ich mir die Nase zuhalten und schleunigst die Flucht ergreifen müsste; es war einfach eine Tatsache, die ihr nichts ausmachte, die sie aber nicht unerwähnt lassen wollte.

»Na wenn schon«, sagte ich und hoffte, mich durch meinen Tonfall irgendwo zwischen den Zimmerlichen und den Schmutzdeligen zu plazieren. »Darf ich Sie abholen?«

Sie antwortete nicht gleich; ich hörte, wie sie vor sich hin murmelte: »Doris Klugman, Doris Klugman ...« Dann sagte sie: »Ja, Briarpath Hills, zwanzig Uhr fünfzehn.«

»Ich fahre einen ...«, ich unterschlug das Baujahr, »einen braunen Plymouth. Daran werden Sie mich erkennen. Und woran erkenne ich Sie?« fügte ich mit einem Lachen hinzu, das lustig sein sollte, aber blöde klang.

»Am Schwitzen«, sagte sie und legte auf.

Als Newark, Irvington und das Gewirr von Eisenbahnübergängen, Weichenstellerhäuschen, Holzlagern, Dairy-Queen-Milchbars und Gebrauchtwagenparks hinter mir lagen, wurde die Nacht kühler. Der Höhenunterschied von fast sechzig Metern zwischen Newark und den Vororten schien einen tatsächlich dem Himmel näher zu bringen: Die Sonne wirkte größer und runder, als stünde sie tiefer am Horizont. Ich fuhr an weitläufigen Rasenflächen entlang, die sich selbst mit Wasser zu bespren-

gen schienen, vorbei an Häusern, auf deren Veranden niemand saß, in denen Licht brannte, aber kein Fenster offenstand, denn die dort drinnen lehnten jede Berührung mit uns hier draußen ab und regulierten auf mechanischem Wege den Feuchtigkeitsgehalt der Luft, die ihre Haut berühren durfte. Es war erst acht Uhr, und da ich nicht zu früh kommen wollte, fuhr ich kreuz und quer durch die Straßen, die nach Colleges der Ostküste benannt waren, als hätte die Stadt schon bei der Namensgebung den Lebensweg der Söhne ihrer Bürger geplant. Ich dachte an Tante Gladys und Onkel Max, die ihre Liegestühle in das aschgraue Dunkel des Gässchens gestellt hatten und gemeinsam eine Tafel Mounds-Schokolade verzehrten – jeder kühle Luftzug erschien ihnen süß wie die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode. Wenig später rollte mein Wagen über den Kies des kleinen Parks, in dem Brenda Tennis spielte. Die Karte von Newark im Handschuhfach schien sich in Grillen verwandelt zu haben, denn die kilometerlangen, geteerten Straßen existierten nicht mehr für mich, und die Geräusche der Nacht waren so laut wie das Pochen des Blutes in meinen Schläfen.

Ich parkte den Wagen unter dem schwarzgrünen Blätterdach dreier Eichen und ging dem Ploppen der Tennisbälle nach. Ich hörte eine erboste Stimme rufen: »Schon wieder Einstand!« Es war Brenda, und ich hatte den Eindruck, dass sie stark schwitzte. Langsam ging ich über den knirschenden Kies. Wieder ertönte Brendas Stimme: »Vorteil für mich«, und dann, gerade als ich um die Ecke bog und mit dem Ärmel einen Klettenstrauch streifte, hieß es: »Spiel!« Ihr Schläger flog wirbelnd in die Luft, und sie fing ihn geschickt auf, als ich in Sicht kam.

»Hallo«, rief ich.

»Hallo, Neil. Nur noch ein Spiel.«

Brendas Worte schienen ihre Partnerin sehr zu ärgern. Das hübsche braunhaarige Mädchen, nicht ganz so groß wie Brenda,



unterbrach die Suche nach dem Ball, den sie verfehlt hatte, und warf Brenda und mir einen gehässigen Blick zu. Gleich darauf erfuhr ich den Grund: Die Partie stand fünf zu vier für Brenda, und ihre übermütige Sicherheit, dass sie nur noch ein Spiel für den Sieg brauchte, empörte die andere so sehr, dass ihre Wut für uns beide reichte.

Brenda gewann wirklich, wenn auch nicht so schnell, wie sie erwartet hatte. Ihre Partnerin – sie hieß Simp oder so ähnlich – hätte offenbar gern bei sechs zu sechs Schluss gemacht, aber Brenda, die federnd über den Platz jagte, hochsprang, sich auf die Zehenspitzen stellte, wollte nicht aufhören, und zuletzt sah ich in der Dämmerung nur noch das Glitzern ihrer Brille und der Gürtelschnalle, ihre weißen Socken, die Tennisschuhe und gelegentlich den Ball. Je dunkler es wurde, desto ungehemmter spielte Brenda dicht am Netz. Ich wunderte mich darüber, denn vorher, als es noch hell war, hatte ich bemerkt, dass sie sehr auf Abstand bedacht war; wenn sie vorrennen musste, nachdem sie einen Lobball zurückgeschlagen hatte, war es ihr sichtlich nicht angenehm, so nah an den Schläger ihrer Partnerin heranzukommen. Stärker noch als ihr Ehrgeiz, einen Punkt zu gewinnen, war wohl der brennende Wunsch, ihre Schönheit zu bewahren. Wahrscheinlich hätte der rote Abdruck eines Tennisballes auf ihrer Wange sie unglücklicher gemacht als der Verlust aller Punkte der Welt. Im Dunkeln jedoch wurde sie mutiger, sie schlug härter zu, und zuletzt schien Simp nur noch auf den Knöcheln zu laufen. Als alles vorbei war, lehnte Simp mein Angebot ab, sie nach Hause zu fahren, und erklärte mit Worten, die vermutlich aus einem alten Katherine-Hepburn-Film stammten, dass sie den Weg ohne weiteres allein finde; die Villa, in der sie wohnte, war anscheinend nur ein paar Schritte entfernt. Sie mochte mich nicht, und ich mochte sie nicht, nur bedauerte ich das sicherlich mehr als sie.

»Wer ist das?« fragte ich.

»Laura Simpson Stollowitch.«

»Warum wird sie nicht Stolo genannt?«

»Im Bennington College heißt sie Simp. Das dumme Schaf.«

»Sind Sie auch im Bennington?«

Sie schob ihr Polohemd ein wenig hoch und drückte es an die Haut, um den Schweiß zu trocknen. »Nein, ich gehe in Boston aufs College.«

Die Antwort machte sie mir unsympathisch. Wenn ich gefragt werde, welches College ich besucht habe, sage ich rundheraus: Newark College der Rutgers-Universität. Vielleicht sage ich es ein bisschen zu laut, zu rasch, zu hochmütig, aber ich sage es. Für einen Augenblick erinnerte mich Brenda an die stupsnäsigen kleinen Dummchen aus Montclair, die in den Ferien in die Bibliothek kommen: Während ich ihre Karten abstemple, stehen sie herum, zerren ihre ellenlangen Schals bis zu den Fußspitzen herunter und machen die ganze Zeit Anspielungen auf »Boston« und »New Haven«.

»Universität Boston?« fragte ich und sah auf die Bäume.

»Radcliffe.«

Wir standen noch immer auf dem Tennisplatz, eingerahmt von weißen Linien. Rings um die Büsche hinter dem Platz schrieben Glühwürmchen Achten in die herb duftende Luft, und dann, als es plötzlich vollends Nacht wurde, glänzten die Blätter der Bäume auf wie nach einem Regenguss. Brenda verließ den Platz, und ich ging einen Schritt hinter ihr. Nun, da ich mich an das Dunkel gewöhnt hatte, so dass sie aufhörte, nur eine Stimme zu sein, und wieder sichtbar wurde, verflog mein Ärger über ihre Boston-Bemerkung, und ich konnte mich an ihrem Anblick freuen. Diesmal griff sie nicht nach ihrem Hinterteil, aber seine Form – bedeckt oder nicht – war unter den enganliegenden khakifarbenen Shorts deutlich erkennbar. Auf dem

Rücken ihres weißen Polohemds mit dem kleinen Kragen zeichneten sich zwei feuchte Dreiecke ab, genau da, wo die Flügel gewesen wären, wenn sie welche gehabt hätte. Um das Bild zu vervollständigen – sie trug einen Gürtel mit Schottenmuster, weiße Socken und weiße Tennisschuhe.

Beim Gehen zog sie den Reißverschluss ihrer Rackethülle auf und zu.

»Müssen Sie gleich nach Hause?« fragte ich.

»Nein.«

»Dann könnten wir uns doch ein Weilchen hinsetzen. Es ist so hübsch hier.«

»Okay.«

Wir setzten uns in eine Rasenmulde, die hinter uns so steil anstieg, dass wir eine Stütze hatten, ohne uns allzu weit zurücklegen zu müssen; es war, als bereiteten wir uns darauf vor, irgendein Ereignis am Himmel zu beobachten – die Taufe eines neuen Sterns oder das Aufblasen eines Halbmonds zu einem Vollmond. Brenda zog immer wieder den Reißverschluss ihrer Rackethülle auf und zu, während sie sprach, und zum ersten Mal schien sie nervös. Ihre Nervosität bewirkte, dass ich ruhiger wurde, und so konnte auch das stattfinden, was wir seltsamerweise nicht zu benötigen schienen: das gegenseitige Kennenlernen.

»Wie sieht Ihre Cousine Doris aus?« fragte sie.

»Sie ist dunkel ...«

»Ist sie ...«

»Nein«, sagte ich. »Sie hat Sommersprossen, dunkles Haar und ist sehr groß.«

»Welches College?«

»Northampton.«

Sie schwieg, und ich wusste nicht, ob ihr klargeworden war, was ich meinte.

»Ich glaube, ich kenne sie nicht«, sagte sie dann. »Ist sie neu im College?«

»Wahrscheinlich. Sie sind erst vor zwei Jahren nach Livingston gezogen.«

»Aha.«

Kein neuer Stern zeigte sich – jedenfalls nicht in den nächsten fünf Minuten.

»Erinnern Sie sich, dass ich Ihre Brille gehalten habe?« fragte ich.

»Zuerst nicht, aber jetzt«, sagte sie. »Wohnen Sie auch in Livingston?«

»Nein. In Newark.«

»Da haben wir gewohnt, als ich klein war«, berichtete sie.

»Möchten Sie nach Hause?« Ich war plötzlich ärgerlich.

»Nein. Ich möchte noch ein bisschen rumlaufen.«

Brenda stieß mit der Fußspitze nach einem Stein und ging einen Schritt vor mir her.

»Warum spielen Sie nur dann am Netz, wenn es dunkel ist?« fragte ich.

Sie wandte sich um und lächelte. »Haben Sie das bemerkt? Simp nämlich nicht, simpel wie sie ist.«

»Warum also?«

»Ich mag nicht so nah dran sein, wenn ich damit rechnen muss, dass sie zurückschlägt.«

»Warum?«

»Wegen meiner Nase.«

»Was?«

»Ich hab Angst um meine Nase. Sie ist erst vor kurzem gerichtet worden.«

»Was?«

»Ich hab mir die Nase in Ordnung bringen lassen.«

»Was war denn los mit ihr?«

»Sie hatte einen Höcker.«  
»Einen großen?«  
»Nein«, sagte sie. »Ich war hübsch. Aber jetzt bin ich hübscher. Mein Bruder lässt seine im Herbst richten.«  
»Will er auch hübscher werden?«  
Sie antwortete nicht und ging wieder vor mir her.  
»Das sollte kein Witz sein. Mich interessiert nur, warum er's machen lässt.«  
»Weil er's will– außer wenn er Turnlehrer wird, aber das wird er nicht«, sagte sie. »Wir sehen alle aus wie mein Vater.«  
»Lässt er seine auch richten?«  
»Warum sind Sie so ekelhaft?«  
»Bin ich ja gar nicht. Tut mir leid.« Meine nächste Frage zielte darauf, Anteilnahme zu zeigen und dadurch als gesitteter Mensch zu erscheinen; sie kam allerdings nicht ganz so heraus, wie ich gewollt hatte – ich war zu laut.  
»Wie viel kostet so was?«  
Brenda zögerte einen Augenblick, bevor sie antwortete: »Tausend Dollar. Wenn man nicht zu einem Metzger geht.«  
»Lassen Sie mal sehen, ob sich die Ausgabe gelohnt hat.«  
Wieder wandte sie sich um; sie stand neben einer Bank und legte den Tennisschläger hin. »Wenn ich Ihnen erlaube, mich zu küssen, hören Sie dann auf, so ekelhaft zu sein?«  
Wir mussten zwei Schritte zu viel machen, damit die Annäherung nicht ungeschickt wurde, aber unser Impuls erlahmte nicht: Wir küssten uns. Als ich ihre Hand auf meinem Nacken fühlte, zog ich sie an mich, vielleicht zu heftig, und ließ meine Hände auf ihren Rücken gleiten. Ich berührte die feuchten Stellen auf ihren Schulterblättern, und darunter – es war gewiss keine Täuschung – spürte ich ein leichtes Zittern, als regte sich etwas tief in ihrer Brust, so weit hinten, dass es im Rücken durch das Baumwollgewebe drang. Es war wie das Flattern von Flü-

geln, von winzigen Flügeln, nicht größer als ihre Brüste. Dass diese Flügel so klein waren, störte mich nicht – man musste kein Adler sein, um diese lausigen sechzig Meter emporzusteigen, die die Sommernächte in Short Hills so viel kühler machen als die in Newark.

## 2

Am nächsten Tag hielt ich wieder Brendas Brille, diesmal nicht als Aushilfsdiener, sondern als Nachmittagsgast – vielleicht war ich auch beides, was immerhin einen Fortschritt bedeutete. Sie trug einen schwarzen Badeanzug und ging barfuß, und unter den anderen Frauen mit ihren Keilabsätzen, ihren ins Schwimmkostüm eingearbeiteten Büstenhaltern, ihren übergroßen Ringen, ihren Strohhüten, die aussahen wie riesige geflochtene Pizzateller – »den habe ich bei einem niedlichen kleinen Neger gekauft, als wir in Barbados anlegten«, hörte ich eine dunkelbraun gebrannte Frau krächzen –, unter diesen Gestalten war Brenda von eleganter Schlichtheit, sozusagen der Traum eines Matrosen von einer polynesischen Jungfrau – allerdings einer mit ärztlich verordneter Sonnenbrille und dem Nachnamen Patimkin. Sie wirbelte einen kleinen Wasserkeil auf, als sie zum Beckenrand zurückkralte. Ihre Hände legten sich fest und nass um meine Fußknöchel.

»Komm rein«, sagte sie und kniff die Lider zusammen. »Wir wollen spielen.«

»Aber deine Brille?«

»Ach, schmeiß das verdammte Ding weg, ich hasse es.«

»Warum lässt du dir nicht die Augen richten?«

»Fängst du schon wieder an?«

»Tut mir leid. Ich gebe sie Doris.«